

Das schriftliche Interview in der qualitativen Sozialforschung

The Written Interview in Qualitative Social Research

Daniela Schiek*

Universität Duisburg-Essen, Fakultät für Bildungswissenschaften, Campus Essen, Berliner Platz 6-8, 45117 Essen, Germany.
daniela.schiek@uni-due.de

Zusammenfassung: Der Beitrag befasst sich mit den Möglichkeiten und Grenzen schriftlicher Interviews in der qualitativen Sozialforschung. Als reaktives Verfahren qualitativer Datenerhebung spielt das schriftliche Interview in der Forschungspraxis sowie in Methodenbüchern bisher eine eher randständige Rolle. Auch finden sich keine systematischen methodologischen Reflektionen zu den Funktionen und Einsatzmöglichkeiten schriftlicher, heute meist computer- und internetbasierter Forschungskommunikation. Der Beitrag argumentiert, dass es sich bei der schriftlichen Forschungskommunikation um ein Erhebungsverfahren handelt, mit dem spezifische Daten gewonnen werden und das spezifische Funktionen erfüllt: Mit ihr können Erfahrungen vergegenständlicht werden, die spontan und vis-a-vis (noch) nicht verbalisiert werden können. Der qualitativen Sozialforschung können schriftliche Interviews damit beispielsweise Zugang zu Prozessen der „unmittelbaren“ Erlebnisverarbeitung und zu Erfahrungen an den Grenzen der Sozialität bieten.

Schlagnworte: Forschungsmethoden; Qualitative Forschung; Interviews; Schriftliche Befragungen; Online-Forschung.

Summary: This article deals with the possibilities and restrictions of written interviews in qualitative social research. In the past, the written interview has played a marginal role in reactive qualitative data collection in both research practice and methodological approaches. There are hardly any systematical methodological reflections about the functions and applications of written and, in the meantime, mostly computer- and web-based research communications. This contribution argues that written research communication is an inquiry technique with which specific data can be elicited and which fulfills specific functions. By means of written communication individuals are able to objectify experiences which cannot (already) be verbalized face to face. Hence, the use of written interviews may enable qualitative research to study processes of “immediate” experience and experiences at the fringes of sociality.

Keywords: Research Methodology; Qualitative Research; Interviews; Written Inquiries; Online Research.

*„Writing is the dark secret of social science“
(Plummer 2001: 168)*

1. Einleitung

Durch die gestiegenen technischen Möglichkeiten im Web 2.0 bieten sich neue Optionen für die qualitative Datenerhebung an, die zunehmend auch genutzt werden. Methodologisch werden sie aller-

dings kaum reflektiert, weshalb ihr Potential als eigene, für bestimmte Fragestellungen besonders geeignete Verfahren der qualitativen Sozialforschung bisher nur wenig systematisch ausgearbeitet ist. Dies trifft bereits auf die Erhebungs- und Analysemöglichkeiten ethnografischer Vorgehensweisen zu. Dabei werden hier die methodologischen Herausforderungen, die sich durch die zunehmende Nutzung neuer Medien stellen, bereits relativ umfassend diskutiert (etwa Correll 1995; Strübing 2006; Greschke 2007; Marshall 2010; Hine 2011). Ähnliches gilt für die Gattungs- und Konversationsanalyse: Obwohl hier die zunehmende Entwicklung medialer Kommunikationsformen jenseits der unmittelbaren Face-to-Face-Interaktion selbstverständlicher Bestandteil der Untersuchungen war und ist,¹ sind viele methodologische Fragen in Bezug auf di-

* Ich danke den Gutachter/innen und Herausgeber/innen der ZfS für die konstruktive Kritik zur Überarbeitung dieses Beitrags. Mein Dank gilt ebenso Jeanette Böhme, die mir Einsicht in das MzQB-Datenarchiv „Kindheit und Jugend im urbanen Wandel“, der Universität Duisburg-Essen (Bestand Archiv „Kindheit, Jugend, Biographie“ der Universität Siegen/Gründer/in: I. Behnken und J. Zinnecker) ermöglicht und so das Vorhaben tatkräftig unterstützt hat. Schließlich hat (in anregenden Diskussionen und Anmerkungen) Carsten G. Ullrich entscheidende Impulse zur Arbeit an diesem Aufsatz gegeben. Ihm sei daher besonders gedankt.

¹ Beispielsweise für Telefon-Anrufbeantworter Alvarez-Caccamo & Knoblauch (1992), für Fernsehen Hausendorf (2001) sowie Ayaß (2001).

gitale Daten ungeklärt geblieben (Bergmann 2000; Günthner 2012).

Ganz besonders aber lässt sich für *reaktive* Verfahren qualitativer Datenerhebung feststellen, dass sich ihre mit dem Internet zunehmende und faktisch genutzte Breite nicht in entsprechenden methodologischen Reflektionen widerspiegelt. Das gilt für Gruppenverfahren (Ullrich & Schiek 2014a) wie auch für Einzelinterviews, die (beide) in den häufigsten Fällen im Internet schriftlich durchgeführt werden. Obwohl es gerade für das schriftliche Einzelinterview in der qualitativen Sozialforschung historisch prominente Anwendungsbeispiele gibt, gehört es bisher nicht zum Standardrepertoire qualitativer Erhebungsmethoden. Die gängigen Überblicks- und Einführungswerke führen es nicht auf, und es gibt kaum methodologische Arbeiten, die sich dezidiert mit ihm beschäftigen.

Der vorliegende Beitrag befasst sich mit den Möglichkeiten und Grenzen des schriftlichen qualitativen Interviews. Hierzu wird zunächst der Gegenstand eingegrenzt und auf die bisherige Verwendung schriftlicher Interviews in der qualitativen Sozialforschung eingegangen (2). Im Anschluss wird ihr methodologischer Hintergrund, d. h. die soziologischen Merkmale und Funktionen schriftlicher (Forschungs-)Interaktionen herausgearbeitet (3). Hieraus werden dann für dieses Verfahren geeignete Fragestellungen abgeleitet (4.). Schließlich werden die Grenzen und noch offenen Probleme schriftlicher qualitativer Interviews betrachtet (5).

2. Das schriftliche qualitative Interview. Definition und Forschungsstand

2.1 Was ist das schriftliche qualitative Interview?

Das schriftliche qualitative Interview kann definiert werden als eine vom Forscher stimulierte schriftliche Textproduktion, die der Interviewpartner unter Abwesenheit des Interviewers und in einer deutlich verzögerten Kommunikation vollzieht. Als Textproduktionen gelten keine routinehaften Schreibhandlungen wie etwa reine Tabellen-, Listen-, Notizen- oder Stichwörter-Produktionen, sondern außeralltägliche und reflexive Schreibprozesse. Zwar können solche „kognitiv-gedanklichen“, „problem-lösenden“ Schreibhandlungen (Jechle 1992: 9) Stichwort- und Notizenhaftes beinhalten. Diese können aber kaum zur alleinigen Grundlage qualitativer Interviews und vor allem ihrer Interpretation gemacht werden: Ähnlich dem mündlichen sollen auch mit dem schriftlichen qualitativen Interview keine sche-

matisierten und auszahlbaren Angaben erreicht werden. Vielmehr interessiert auch hier eine Datendichte, die für die Auswertung ausreichend Gelegenheit bietet, Sinn zu rekonstruieren.²

Weiter handelt es sich um die dezidierte Anregung eines kommunikativen Schreibprozesses. Das heißt, dass in diesem Fall, wie bei Interviews generell, reaktive Verfahren gemeint sind, in denen die Textproduktion im Rahmen einer Interaktion stattfindet. Die Schreibforschung spricht hier von „leser-nahem“ im Unterschied zu „leserfernem“ Schreiben (Jechle 1992: 39f.). Damit wird betont, dass es beim Schreiben, auch wenn es stets soziale Interaktionen beinhaltet (Wolff 2000: 507), einen Unterschied macht, ob jemand eine Schreibaufgabe nur für sich allein oder gezielt (auch) für jemanden anders bewältigt. Schreiben bewegt sich auf einem Kontinuum der Lesernähe und -ferne, das nicht nur von Text zu Text, sondern auch im Zuge der Arbeit an einem einzelnen Text durchlaufen werden kann. Im schriftlichen qualitativen Interview wird um die Produktion von Texten gebeten, die von Anfang an auf Publikum ausgerichtet ist, auch wenn dabei leserferne Phasen durchlaufen werden.

Schriftliche qualitative Interviews können in die zwei Grundformen qualitativer Interviews unterschieden werden, anhand derer sich auch die mündlichen Interviews charakterisieren lassen (Flick 2010). Sie können prinzipiell sowohl Leitfaden- als auch erzählgenerierende Interviews darstellen – wobei „erzählgenerierend“, wie noch deutlich werden wird, aufgrund der möglichen Daten- bzw. Textsortenpluralität hier nicht der richtige Begriff ist: Gemeint sind eher monologische Textproduktionen

² Damit ist das schriftliche qualitative Interview auch von solchen Verfahren abzugrenzen, in denen die Befragten ihre tägliche Zeitverwendung protokollieren, wie z. B. bei der Zeitbudgeterhebung des Statistischen Bundesamtes oder einem Teil der Arbeitslosenuntersuchung von Marienthal (Jahoda et al. 1975: 83ff.). Auch wenn dabei individuelle Beschreibungen seitens der Befragten aussagekräftig sein können („10–11: einsteilen wird es Mittag“, Jahoda et al. 1975: 84), handelt es um eine standardisierte Erfassung zu quantitativen Zwecken. In diesem Sinne sind auch offene Fragen in standardisierten schriftlichen Fragebögen hier nicht gemeint. Denn hier werden keine Antwortvorgaben gegeben, wenn der Befragte sich nicht an durchschnittlichen Werten orientieren soll (etwa bei Verhaltenshäufigkeiten) oder mögliche Antwortvorgaben (noch) nicht formuliert werden können (bei explorativen Fragen), es aber dennoch um relativ knappe Antworten und Zahlenwerte gehen soll. Dagegen zielt qualitative Forschung, wenn man einen gemeinsamen Nenner bestimmen wollte, nicht nur auf Offenheit, sondern auch auf Interpretation und Sinnverstehen (Hollstein & Ullrich 2003: 34).

im Unterschied zu solchen Interviews, die durch relativ häufige Eingriffe entlang eines Leitfadens strukturiert werden.

Schließlich können qualitative schriftliche Interviews in ganz unterschiedlichen Formaten stattfinden. Dabei ist davon auszugehen, dass die von der Interviewerin erbetenen Schreibaufgaben mittlerweile hauptsächlich mit dem Computer bewältigt werden, und dies kann entweder *online* oder *offline* geschehen. Die Forschungsinteraktion kann also beispielsweise über Online-Blogs oder in E-mails erfolgen oder unter Verwendung von davon unabhängigen Programmen der Textverarbeitung, auch wenn die Dokumente elektronisch übermittelt werden und es (dabei) zu Mischformen aus Online- und Attachment-Texten kommen kann (etwa wenn die Texte im Anschreiben kommentiert oder nachträglich ergänzt werden).

Das gewählte Medium ist nicht unabhängig von der (für die Fragestellung gewünschten) Textgattung, weil Medien die Text- und Kommunikationsstruktur mitkonstituieren und unterschiedliche Möglichkeiten für die Textproduktion nahelegen können. Daher sind Wahlverwandtschaften, etwa zwischen Leitfadeninterview und E-mail, zu vermuten. Doch konstituieren die jeweils situativen Bedingungen (Schreibwerkzeug, Monitor usw.) und die Ziele der jeweiligen Schreibaufgabe gleichermaßen die Textproduktion: Die situativen Bedingungen schriftlicher und computervermittelter Kommunikation bestimmen diese zwar entscheidend mit, können aber auch gezielt genutzt werden.³ Dies gilt in besonderem Maße für die Möglichkeiten im Internet, in dem etwa ein Online-Blog sowohl stark monologisch, über die Kommentierungsfunktion aber auch ebenso dialogisch strukturiert werden kann und nahezu jedes Format das Anfügen und Hinterlegen von unterschiedlichen Dokumenten erlaubt.

Dementsprechend können beim schriftlichen qualitativen Interview nicht nur die Kommunikationskanäle (offline/online, postalisch/elektronisch, analog/digital) sondern auch die Textsorten unter-

schiedlich ausfallen, zudem multimodal und multimedial sein: In dem Maße, wie Texte Stichwort- und Notizenhaftes beinhalten können, können sich ihre Autor/innen auch unterschiedlicher Sinneskanäle und Symbolsprachen bedienen, etwa Zeichnungen, Fotos, Audio- oder Videodateien einfügen.⁴ Letztere können wiederum von den Befragten selbst produziert oder aber zitiert und dabei abgeschrieben, übersetzt oder ausgeschnitten und eingefügt werden.

Durch die gewählte Kommunikationsform erfolgt also noch keine Festlegung auf die Produktion spezifischer Texte. Dies wird über die jeweiligen Stimuli und im Rahmen der Vereinbarungen mit den Befragten gesteuert, was auch heißen kann, dass es bewusst offen gelassen wird.

2.2 Das schriftliche Interview in der qualitativen Sozialforschung

Bei schriftlichen qualitativen Interviews handelt es sich also um problemlösende und lesernahe Textproduktionen, die im Rahmen einer verzögerten Interaktion und unter Abwesenheit des jeweiligen Interaktionspartners⁵ entweder in deutlich selbstgesteuerter, monologischer oder eher dialogischer Struktur und mithilfe unterschiedlicher Kommunikationsformen gewonnen werden.

Als solche wurden schriftliche Interviews in der qualitativen Sozialforschung schon früh und sogar in Klassikern der qualitativen Sozialforschung eingesetzt. So wurden in der Marienthal-Studie (Jahoda et al. 1975) Volks- und Hauptschüler/innen gebeten, Aufsätze über ihre Berufs-, Lieblings- und Weihnachtswünsche zu verfassen. Über ein Preisausschreiben an Jugendliche wurden zudem Aufsätze darüber gewonnen, wie diese sich ihre Zukunft vorstellen (ebd.: 27).

Am bekanntesten dürfte allerdings der Einsatz schriftlicher qualitativer Verfahren in der Studie zu polnischen Einwanderern von Thomas & Znaniecki (1958, 2007) sein. Diese gilt als Grundsteinle-

³ Anders als z. B. Günthner & Knoblauch (1994: 716, Günthner 2012) behaupten, wird die gewählte Kommunikationsform (z. B. E-mail) in der Linguistik nicht als Gattung bestimmt: Bereits Briefe gestalten sich je nach Funktion höchst unterschiedlich (Ermert 1979; Ziegler 2002), was sogar die Frage betreffen kann, ob es sich tatsächlich in jedem Fall um (konzeptionell) schriftliche Kommunikation handelt (Koch & Oesterreicher 1994; Meise-Kuhn 1998; Storrer 2001; Dürscheid 2003). Implizit kritisiert auch Schultz (2001: 94) die Annahme, allein das Medium bzw. die Situation und nicht auch die Funktion der Kommunikation bestimme diese.

⁴ Die Diskussion, welche Formate als „Text“ gefasst oder übersetzt werden können bzw. müssen, kann hier aus Platzgründen nicht geführt werden. Die obige Definition bezieht visuelle Medien zunächst einmal pragmatisch in die schriftsprachliche Erhebung mit ein.

⁵ Wie der Begriff der „Lesernähe“ beim Schreiben zeigt, sind „Präsenz“ und „Anwesenheit“ nicht eindeutig bestimmbar. Im weiteren Verlauf verwende ich daher den Begriff der „Alokalität“, um die räumliche Unabhängigkeit der an der Erhebung Beteiligten auszudrücken (Früh 2000: 11; Ullrich & Schiek 2014a).

gung für die „biografische Methode“ und somit auch für das (mündliche) narrative biografische Interview (Schütze 1976, 1984). Thomas & Znaniecki (1958: 1911ff.) analysierten hier nicht nur Leserbriefe und familiäre Briefwechsel, sondern forderten über öffentliche Preisausschreiben und teilweise mithilfe von Zeilenvergütungen gezielt zum Schreiben von umfassenden Autobiografien auf.⁶

Ebenfalls über ein öffentliches Preisausschreiben forderte die bekannte Shell-Studie zu den Selbstbildern Jugendlicher diese dazu auf, u. a. Aufsätze zu Erfahrungen, Erlebnissen oder Problemen einzusenden, wobei es auch zu inhaltlichen Briefwechseln zwischen den Jugendlichen und der Forschungsgruppe kam (Jugendwerk der Dt. Shell 1984, 1985).

Auch bei der Oral History werden – anders als ihr Begriff es vermuten lässt – die Daten in Form von „vom ‚oral author‘ gewöhnlich redigierten, unterzeichneten und mit Verfügungen hinsichtlich der Benutzung versehenen“ maschinengeschriebenen Dokumenten ausgewertet (Starr 1980: 28f.).⁷ Ebenso werden reaktiv gewonnene Tagebücher in der Sozialforschung verwendet (Plummer 1983, 2001; Elliot 1997; Hirschauer & Hoffman 2012). Der Begriff des Tagebuchs umfasst dabei neben dem eigentlichen Tagebuch meist weitere tagesbiografische Dokumentationen seitens der Informant/innen.

Nicht nur mit Blick auf klassische Studien und Methodenzweige, sondern auch und gerade hinsichtlich der Nutzung neuer Kommunikationsmedien werden schriftliche qualitative Interviews seit den 2000er Jahren immer häufiger durchgeführt und evaluiert (Früh 2000; Bampton & Cowton 2002; McCoyd & Kerson 2006; James & Busher 2006; O'Connor et al. 2008; Ayling & Mewse 2009). Dabei stehen vor allem die mit dem Internet verbundenen forschungsethischen Fragen und die Vor- und Nachteile gegenüber Face-to-Face-Interviews im Vordergrund: Zeitliche Flexibilität, Anonymität und eine (daraus resultierende) Erreichbarkeit sonst schwer erreichbarer Untersuchungsgruppen werden, meist in Form von Erfahrungsberichten oder überblicksartig, besonders hervorgehoben.

⁶ Znaniecki tat dies auch schon in sehr viel früheren Studien; vgl. hierzu Szczepanski 1962: 558.

⁷ Dabei scheinen die schriftlichen Dokumente der Oral History für die Forschung sogar relevanter zu sein als die namensgebenden mündlichen Versionen. Wie Starr (1980: 37) betont, überstieg Ende der 1970er Jahre die wissenschaftliche Nachfrage nach schriftlichen Zeugnissen bei weitem die nach den archivierten Tonbändern. „Vielleicht werden spätere Generationen von Wissenschaftlern einmal stärker hör-orientiert arbeiten.“

Von einer konzentrierten methodologischen Auseinandersetzung mit der schriftlichen qualitativen Erhebung verbaler Daten kann dabei allerdings noch nicht gesprochen werden. Das überrascht insofern, als es sich beim qualitativen Online-Interviewing nicht einfach um eine Verschriftlichung oder Digitalisierung herkömmlicher Face-to-Face-Interviews handelt, sondern um Verfahren, in denen Daten eigener Art gewonnen werden. Zudem zählt dieses Verfahren auch in seiner (noch) nicht digitalisierten Form nicht zum Standardrepertoire in der qualitativen Forschung: In den einschlägigen Überblicks- und Lehrbüchern der qualitativen Sozialforschung findet die schriftliche Befragung keine oder nur eine kurze Erwähnung (z. B. Merton et al. 1990; Kleining 1995; Witzel 1982; Flick et al. 2000, 2010: 334ff.; Bohnsack et al. 2003; Lamnek 2005: 342f.; Denzin & Lincoln 2011). Kromrey (1998: 365) ordnet die schriftliche Erhebung sogar allein den standardisierten Methoden zu. Das schriftliche Interview spielt auch mit Blick auf die (zumindest veröffentlichte) qualitative Forschungspraxis bisher eine eher randständige Rolle. So haben reaktive schriftliche Erhebungen zwar einen Platz in der Geschichte der qualitativen Sozialforschung und werden auch in neueren Arbeiten erfolgreich angewendet. Im Verhältnis zu mündlichen Interviews fallen sie jedoch weit hinter diese zurück; qualitative Studien auf der Basis schriftlicher Interviews muss man suchen, und qualitative Interviews scheinen ausschließlich mit mündlichen Face-to-Face-Verfahren assoziiert zu werden.

So kann schließlich der Eindruck entstehen, als eigne sich dieses Verfahren nicht zu qualitativen Forschungszwecken oder als benötige man keine Voraussetzungen, die über Erfahrungen mit neuen Medien hinausgehen. Einzig Spöhring (1989: 260ff.) stellt – im Zusammenhang mit der biografischen Methode – die reaktive schriftliche gleichwertig neben die mündliche Erhebung und gibt forschungspraktische Hinweise für *beide* Erhebungsarten. Aus welchen Gründen man sich als Forscherin für die eine oder andere Erhebungsform entscheiden sollte, welche Gewinne mit dem Einsatz des schriftlichen qualitativen Interviews erzielt werden können und an welche Grenzen das Verfahren stößt, wird dabei wie auch insgesamt im Stand der Forschung kaum herausgearbeitet.⁸ Offen bleibt daher die Frage:

⁸ Umgekehrt werden auch die Vorzüge und Notwendigkeiten von Synchronität und Mündlichkeit in qualitativen Interviews im Allgemeinen eher impliziert als explizit begründet. Eine Ausnahme bildet hier Schütze (1976: 8), der die Relevanz der Stegreif-Situation für das narrative Interview betont.

Was ist asynchron und schriftlich erhobene Daten eigen, und was können sie deshalb für die qualitative Forschung leisten, was mündlich und synchron gewonnene Daten nicht leisten können?

3. Die schriftliche Forschungskommunikation: Methodologischer Hintergrund

Es sind im Wesentlichen zwei Merkmale, die zeitlich verzögerte schriftliche Kommunikation grundlegend von der Datengewinnung in der mündlichen und synchronen Interaktion unterscheiden und ihr ihren speziellen Charakter verleihen: zum einen die Schriftlichkeit und zum anderen die Asynchronität und Alokaltät der Interaktionspartner/innen. Hinzu kommt, dass nicht die verzögerte schriftliche Kommunikation als solche, sondern speziell der Austausch mit Forscher/innen besondere Relevanz zu besitzen scheint.

Um dies zu zeigen, werden im weiteren Verlauf die theoretischen Argumente auch empirisch illustriert, wobei ich mich im Wesentlichen auf zwei vorliegende Studien beziehe. Es handelt sich dabei zum einen um eine Online-Studie von Früh (2000) über die subjektive Erfahrungswelt von „Zweitfrauen“. Früh leitet mit einem Aufruf in sechs Onlineforen (A1)⁹ Interviews ein, die teils in den Foren, teils in E-mails stattfinden, wobei dies die Interviewpartner/innen (teilweise bei jeder Reaktion neu) entscheiden. Früh hat insgesamt 111 Reaktionen von Frauen und Männern im Alter von 20 bis 40 Jahren mit unterschiedlichen (etwa beruflichen) Hintergründen erhalten. Daraufhin hat sie verschiedene Dialoge zu Forschungszwecken geführt und hinsichtlich der Kommunikationsmerkmale sowie themen- und erfahrungsmusteranalytisch ausgewertet.

Zum anderen beziehe ich mich auf den in 2.2 bereits erwähnten „Jugendaufruf '83“ (Jugendwerk der Dt. Shell 1984, 1985), bei dem Jugendliche zwischen 12 und 24 Jahren bundesweit über ein Preisausschreiben zur Einsendung von Aufsätzen, Zeichnungen, Fotos, Tagebüchern, Reportagen, Interviews, Briefen, Comics, Videos und beliebigen anderen Formaten aufgerufen wurden (A2 und A3). Die Ausschreibung wurde in zwei „Wellen“ über institutionelle Multiplikatoren (Schulen, Jugendvereine, Jugendämter usw.) sowie über Zeitungen und Jugendmagazine verbreitet. In dem Aufruf wurden folgende Themen vorgeschlagen: Erfahrungen mit dem Jungsein, Ansichten zur Elterngeneration so-

wie Zukunftsvorstellungen. Auch wurde in dem Aufruf die Veröffentlichung der Beiträge in Aussicht gestellt. Damit haben die Teilnehmer/innen ihre Texte von Beginn an nicht nur für ein Forschungsteam, sondern auch auf eine breite, anonyme Öffentlichkeit hin produziert. Es wurden insgesamt rund 10 000 Beiträge in den verschiedensten Formaten eingesendet, wovon 500 mittels qualitativer Inhaltsanalyse von der Arbeitsgruppe ausgewertet wurden.

Diese beiden Studien wurden zur Illustration der Argumentation ausgewählt, weil es sich um eine postalische und um eine Online-Studie handelt. Damit können die Möglichkeiten und Funktionen der schriftlichen und asynchronen Erhebung als solche aufgezeigt werden. Zudem geht es beim Schreiben, wie nun deutlich werden wird, um Selbst- bzw. Erfahrungsverarbeitung. Durch den Bezug auf eine Jugend- und eine Erwachsenen-Studie soll auch gezeigt werden, dass diese Verwendung insofern keinen Alterseffekt aufweist, als sie nicht nur bei Jugendlichen und nicht nur in Abhängigkeit von besonderen Lebensphasen funktioniert.

Während bei der Studie von Früh auf die zitierte Publikation Bezug genommen wird, wurde bei der Jugendstudie ein Zugang zu den Primärdaten gewählt,¹⁰ denn für die hier verfolgte Fragestellung waren Einsendungen im Original relevant.¹¹

3.1 Schriftlichkeit und kommunikatives Schreiben

Schriftsprache ist kein Ersatz für die mündliche Face-to-Face-Kommunikation. Wie in der Linguistik deutlich gemacht wird, ist es „das Wesen der Schrift von Anfang an gewesen, Handlungen zu ermöglichen, die nicht mit der gesprochenen Sprache allein vollzogen werden können“ (Januschek 1978: 69). Dazu führt Ehlich (1980: 337, 1994: 18) die „Verdauerung“ an: Es sei nicht nur bei der Entstehung der Schriftsprache darum gegangen, die „Unmittelbarkeit der situativen Einbindung“ zu überwinden und dauerhaft nachprüfbar und transportierbar

¹⁰ MzQB-Datenarchiv „Kindheit und Jugend im urbanen Wandel“ der Universität Duisburg-Essen, Bestand: Archiv „Kindheit, Jugend, Biographie“ der Universität Siegen, gegründet von I. Behnken und J. Zinnecker. Im Folgenden abgekürzt: MzQB-Datenarchiv, Bestand AKJB.

¹¹ Hier wurden Einzel- und Gruppenbeitrags-Ordner stichprobenartig nach den theoretisch abgeleiteten Merkmalen schriftlicher asynchroner Forschungskommunikation (Einbezug von Informationen, Nutzung der Asynchronität, Relevanz der Forschungskommunikation usw.) sowie etwaigen Grenzen des Verfahrens gesichtet.

⁹ Diese und die folgenden Materialien (A1 bis A8) finden sich in einem Online-Anhang unter www.zfs-online.org.

Zeichen zu schaffen. Auch könnten die Situationen, in denen wir heute Schrift im Alltag nutzen, um Mündliches direkt zu repräsentieren (etwas wortwörtlich auf- oder mitschreiben), vernachlässigt werden. Meist würden wir schreiben, um damit etwas anderes zu leisten als mit dem gesprochenen Wort (Günther 1983: 32; Klein 1985: 16ff.).

Schreiben, so Goody & Watt (1986: 114), fördere „privates oder individuelles Denken“ und ermögliche „dem Individuum, seine eigene Erfahrung zu vergegenständlichen, und gibt ihm eine gewisse Kontrolle über die Umbildungen des Gedächtnisses unter den Einflüssen späterer Ereignisse“. Die Kontrolle oder überhaupt erst Ermöglichung von Gefühlen und Erlebnissen (und ihrer Veränderung), (Selbst-)Reflektion, Ich-Identifikation und die für diese Prozesse förderliche Komplexität und Präzision im Schreibhandeln werden auch in weiteren Arbeiten als Funktionen der Schriftlichkeit (Szczeplanski 1962: 557; Günther 1983: 37; Klein 1985: 23; Koch & Oesterreicher 1994: 590) oder zumindest Auffälligkeit in E-mail- oder anderen schriftlichen Erhebungsmethoden genannt (Bampton & Cowton 2002; McCoyd & Kerson 2006: 220). Auch Früh (2000: 65) führt an, dass Befragte dies explizit als Schreibmotivation angeben. Diese Funktion der persönlichen Erfahrungsverarbeitung und -konstitution zeigt sich auch im Jugendaufruf '83 ganz deutlich.

„Ich schreibe als ein Art zu-sich-selbst-finden, um mich auszudrücken, um mich zu befreien.“ (Jugendwerk der Dt. Shell 1985: 119)

„Ich möchte mit meinem Bericht keinen Appell aufstellen, sondern ich möchte frei über das schreiben, was mich über meine Zukunft bedrückt.“ (MzQB-Datenarchiv: Bestand AKJB, Einzelbeitrag 0198: 1)

„Ich habe das Gedicht geschrieben, um mich als Schreiber zum Nachdenken zu bringen.“ (MzQB-Datenarchiv: Bestand AKJB: Einzelbeitrag 0010: Anschreiben)

Bereits Simmel (1983: 287f.) betont in seinem Exkurs zum schriftlichen Verkehr die Vergegenständlichung des Selbst und erwähnt dabei auch die Anstrengung, die diese „Realisierung von Seelischem“ und die Verdauerung von zunächst Situativem den Textproduzenten kostet. Um mitunter zutiefst Persönliches und Unmittelbares mit der objektiven und dauerhaften Form der Schriftsprache zu vereinbaren, bedürfe es Kontrolle und Differenziertheit. Weil Sprache ohnehin schon zeichenhaft ist (Lakoff & Johnson 1980; Bühler 1999), spricht Ehlich (1994: 20) beim schriftsprachlichen Handeln von „sekundärer Semiotisierung“, die die Rekonstruktionsprozesse beim Schreiben und Lesen (auch zeitlich) aufwändig und anstrengend gestalten.

Somit ist der reflexive kommunikative Schreibprozess von inhaltlichen und kommunikativen Barrieren gekennzeichnet. Der Textproduzent bewältigt diese unter Zuhilfenahme kognitiver bzw. interaktiver (rollenübernehmender, situationsdeutender, personenwahrnehmender, handlungskordinierender) Kompetenzen und von (anders als beim Sprechen nicht nur organischen) Werkzeugen (Schreibgeräte, Schreibprogramme, Monitor usw.). Auch mittels Parallelität und Rekursivität in der Planung, Anordnung und Überarbeitung von Inhalten werden die Anforderungen des kommunikativen Schreibens erfüllt (Jechle 1992: 13ff.). Jechle bezieht sich hierbei auch auf Untersuchungen, in denen Schreibprozesse experimentell durchgeführt und unmittelbar beobachtet wurden (Jechle 1992: 99ff.). Zwar lässt sich an fertigen Dokumenten zeigen, dass mit Gliederungen gearbeitet und das Material fallweise explizit geordnet wird (A4). Diese und andere Spuren der Schreibprozesse lassen sich allerdings an überreichten Texten, etwa an den Originaleinsendungen des Jugendaufrufs, kaum noch nachweisen.¹²

In der schriftlichen Kommunikation werden also aufgrund der Verwendung schriftsprachlicher Zeichen, aufgrund von Schreibprozessen und -werkzeugen speziell dieser Kommunikationsform eigene Daten konstituiert (zur Veränderung der Daten durch die Werkzeuge ihrer Gewinnung vgl. auch Bergmann 1985: 299ff., 2000: 429f.; Knorr Cetina 2012: 86f.), die sich je nach Anlass bzw. Ziel (u. a. in ihrer Gattung) unterscheiden können. Das Schreiben ist ein rekursiver Prozess des Semiotisierens, Ordnen und Überarbeitens von Inhalten und als solcher komplex und präzise zugleich. Hierbei können Erfahrungen und Gefühle bewältigt und in Form gebracht und das heißt auch: überhaupt erst als solche realisiert oder auch wieder gelöscht oder reformuliert werden. Solange die Textgattung als solche nicht vorgegeben wird, ist die Anordnung der Inhalte nicht notwendigerweise sequenziell, geschlossen oder logisch gegliedert. Je nach Einstellung des Kommunikationsprogramms kehrt sich die Reihenfolge der Äußerungen auch schon einmal um (etwa bei E-mails mit Antwortzitation), und insgesamt können Texte und Textteile in fragmentarischem Zustand übergeben werden. Nicht zuletzt durch die computergestützte Kommunikation (einfaches Scrollen, Copy & Paste usw.) ist der Schreib- und Leseprozess also auch deutlich flexibler in seiner Struktur als die sequenziell aufgebauten Texte in der mündlichen Face-to-Face-Kommunikation.

¹² Auf das Fehlen dieser Kontextdaten wird am Ende des Beitrags ausführlicher eingegangen.

tion. Dies betrifft auch die oben (2.1) erwähnte Multimodalität und Mehrfachcodierung, derer sich beim Verfassen von Texten bedient werden kann, um etwas, das nicht schriftsprachlich ausgedrückt werden kann oder soll, dennoch vergegenständlichen zu können. So sendeten die Jugendlichen auf den Jugendaufruf Beiträge, die nicht nur zwischen unterschiedlichen Textgattungen (fiktive Briefe, Gedichte, Geschichten) wechseln (A4). Es wurden auch andere Ausdrucksmittel von den Befragten in die Texte und Textsammlungen eingefügt: Aufkleber, Zeitungsartikel, Statistiken, Comics und andere Zeichnungen, Wandsprüche. Sofern es sich dabei um fremdes Material handelte, wurden diese entweder direkt abgeheftet, aufgeklebt, abgetippt oder abgezeichnet (A5).

3.2 Asynchronität und Alokaliät

Dass die schriftliche Kommunikation mehr, längere und komplexere Rekonstruktionsprozesse in der Bewältigung und Ermöglichung von Erfahrungen erlaubt, liegt auch darin begründet, dass sie – nicht zwangsläufig, aber in den hier interessierenden Fällen – asynchron und unter Alokaliät der Interaktionspartner/innen stattfindet.¹³ Bei der schriftlichen Kommunikation steht der Text weitgehend für sich, die „aktantenspezifische Verbindung“ ist unterbrochen (Ehlich 1981: 47). Lese- und Schreibprozesse des jeweils anderen werden zwar antizipiert und folgen den gleichen Prinzipien wie soziale Interaktionen im Allgemeinen (Wolff 2000: 507). Auch wird nicht nur im Konzept der Situationsdefinition (Goffman 2001), sondern auch innerhalb der Sprachwissenschaft (etwa Ziegler 2002: 16) betont, dass die Beteiligten sowohl bei mündlichen als auch bei schriftlichen Kommunikationen über die jeweiligen situativen Zeichen hinausgreifen, um zu interpretieren und zu reagieren. Gleichwohl steht der Prozess, der zur aktuellen Reaktion geführt hat, bei der unmittelbaren Kommunikation im Fokus: Hier werden Handlungen direkt – durch Nachfragen, Unterbrechungen und non-vokale Gesten des Gegenübers – wechselseitig aufeinander abgestimmt bzw. „synchronisiert“ (Luckmann 1988: 54).

Demgegenüber ist bei der schriftlichen Kommunikation die Interaktionspartnerin nicht unmittelbar anwesend. Das macht die Situation für den Textproduzenten geschützter, was sozialitätsbezogene Risiken angeht. Denn wie Goffman (1971: 40, 2001: 60f.) festhält, ist die Face-to-Face-Situation die für Individuen riskanteste Situation, was sowohl die körperliche als auch die seelische Unversehrtheit und Gesichtswahrung angeht. Gerade Äußerungen, die sozial (moralisch oder politisch) riskant sind und zum Gesichtverlust führen können, oder Äußerungen, bei denen noch unklar ist, wie heikel sie sind, lassen sich nur im Fall der Alokaliät des Kommunikationspartners artikulieren oder entwerfen, ausprobieren und verbessern, ohne dabei (schon) „ausgewertet“ zu werden.

Dies liegt nicht nur daran, dass der Interaktionspartner die Äußerungen nicht unmittelbar mit „wertsetzender Bedeutung durchdringen“ kann (Goffman 1971: 40). Auch ist bei der gezielten schriftlichen Kommunikation die Zeit, innerhalb derer jeweils reagiert werden kann, weit länger als in unmittelbaren und (konzeptionell) mündlichen Kommunikationen. Dadurch können zusätzliche Informationen einbezogen werden: Die schriftliche Kommunikation beinhaltet die Möglichkeit der „komplexen und längerfristigen Planung und Lektüre, Wiederholungs-, Korrektur- und Kontrollvorgänge und den Zugriff auf externe Wissensspeicher“, wie Koch & Oesterreicher (1994: 590) konstatieren. Wie beim Erfahrungsaustausch in einem Forum und der weiteren Internetrecherche, etwa bei Krankheiten oder in der Online-Studie von Früh, das eigene Selbst als empirischer Gegenstand betrachtet wird (wer bin ich, was könnte ich haben?), nutzen die Teilnehmer/innen des Jugendaufrufs Lexika, Statistiken zu Drogenkonsum, Arbeitslosigkeit und Kriminalität von Jugendlichen sowie Informationen über jugendliche Rollenbilder in anderen Gesellschaften, um zu rekonstruieren, wer oder was sie sind und was „ihnen fehlt“.

„Wenn man im Lexikon unter dem Begriff JUGEND – JUGENDLICHE nachschlägt, so findet man (...)“ (MzQB-Datenarchiv: Bestand AKJB, Einzelbeitrag 1206: 1, vgl. a. A6)

Schließlich ist durch die Asynchronität und Alokaliät der Raum, der für Äußerungen zur Verfügung steht, weit größer, nämlich prinzipiell unbegrenzt. Zwar geben wir auch in offenen mündlichen Face-to-Face-Interviews stets in etwa so viel Zeit, wie Teilnehmer für ihre Ausführungen benötigen. Gleichwohl hofft man, dass bei Stegreifäußerungen ein monothetisch strukturierter Zugriff auf die eigenen Erfahrungen erfolgt. Dies geschieht schon aus

¹³ Schriftsprache kann auch synchron und unter Anwesenheit der Beteiligten verwendet werden. Dies ist bei Notizen oder Schaubildern (etwa an der Tafel) ebenso denkbar wie bei reflexiv-problemlösenden Schreibhandlungen (etwa beim gegenseitigen Briefe- oder Zettelschreiben). Umgekehrt findet auch mündliche Kommunikation asynchron statt, etwa über Anrufbeantworter.

biografiethoretischen und kommunikationsschematischen Gründen (Schütze 1976, 1984; Kallmeyer & Schütze 1976, 1977; Fischer 1978). Im mündlichen Interview ist es aber auch stark technisch durch die zeitliche Begrenzung erzwungen: Wurde diese aus Gründen der besseren Zeitplanung aller Beteiligten nicht schon verbalisiert (etwa im Vorgespräch zur Terminvereinbarung), ist die zeitliche Begrenzung wenigstens latent vorhanden und wird den Datenfluss sowie die Datenstruktur beeinflussen (Hirschauer & Hofmann 2012: 1).

3.3 Die Relevanz der Forschungskommunikation

Aufgrund der oben dargestellten Merkmale erfüllen schriftliche Kommunikationen für Individuen spezielle Funktionen. Sie sind für die Realisierung noch unerprobter Deutungen besonders förderlich – förderlicher als mündliche Interviews. Dabei ist es allerdings vor allem der Austausch mit der Forschungsgruppe und somit keine in der Wahl der Kommunikationspartner/innen beliebige Struktur der schriftlichen Kommunikation, die gewünscht und bedient wird.

„hallo doris, hast du meine mail nicht bekommen???? ich warte auf antwort...(…) also melde dich einfach mal.“ (Früh 2000: 52)

„Ich war etwas enttäuscht von Deiner Antwort.“ (MzQB-Datenarchiv: Bestand AKJB, Einzelbeitrag 0045: Brief an eine der Forscher/innen)

„Ich hoffe, die Antwort ist für Dich halbwegs befriedigend. Vielleicht kannst Du mir auch helfen, indem Du mir schreibst, was Dir der Brief gibt.“ (MzQB-Datenarchiv: Bestand AKJB, Einzelbeitrag 0045: Brief an eine der Forscher/innen).

Offenbar erfüllt gerade der schriftliche Forschungsdialog für die Befragten Funktionen, die ihre Teilnahme besonders motivieren. Anonyme, zeitlich verzögerte Schriftlichkeit und damit auch die Analyse oder Beobachtung natürlicher Dialoge im Internet allein reichen also nicht aus, um eine entsprechende Datentiefe zu erreichen. Dieser Umstand lässt sich im Wesentlichen auf *zwei Aspekte* zurückführen:

Erstens ist der Schutz vor einer direkten Bewertung der Äußerungen und die Verpflichtung zur „Imagepflege“ (Goffman 1971: 40) zwar in der alokalen und asynchronen schriftlichen Kommunikation eher gegeben als in Face-to-Face-Interaktionen. In der entsprechenden Interaktion zwischen Interviewer und Befragten sind sie jedoch doppelt oder vielmehr überhaupt erst gewährleistet: Es gehört zu wissenschaftlichen Interviews, sich der direkten Be-

wertung zu enthalten sowie das (und zwar jedes) Image des Befragten zu bewahren.¹⁴ Zudem ist gerade die Fremdheit der Gesprächspartner/innen, die in der schriftlichen Befragung bis zur Anonymität reichen kann, der Ausführung der Interviewten förderlich (Hermanns 2008: 363 f.; Helfferich 2010: 125). Demgegenüber wissen wir um die oft rigorose Kommentierung von Beiträgen im Internet und die sozialen Konsequenzen von Äußerungen in verbindlichen Nahbeziehungen. Wie eine Befragte in der Online-Studie von Früh formuliert, ist sie selbst über ihre persönliche Freimütigkeit erstaunt, weiß sie aber mit der Distanz zur Interaktionspartnerin zu erklären.

„Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich Dir nie soviel anvertrauen würde, wenn ich Dir gegenüber sitzen würde. Wenn Du mich auf der Straße oder sonstwie angesprochen hättest, ob ich bereit wäre, beim Thema Zweitfrauen mitzuarbeiten..., dann hätte ich das sicherlich abgelehnt, das wäre mir zu nah gewesen. Aber so ist Nähe für mich möglich, weil Distanz da ist. Also ich finde das interessant! Und WIE persönlich ich geworden bin!“ (Früh 2000: 65)

Auch, ob die Jugendlichen im Jugendaufruf '83 die von ihnen eingereichten Tagebucheinträge ihren Freund/innen oder Eltern übergeben hätten, ist zu bezweifeln.

Zweitens gewährleistet die Forschungsinteraktion wie nur wenige andere Interaktionsformate die einseitige und geduldige Ausrichtung beider Parteien an der Rekonstruktion der Erfahrungen und Erlebnisse der Befragten: Hier kann in die Auseinandersetzung mit sich selbst getreten werden, die immerhin wissenschaftlich analytisch interpretiert, weiter stimuliert und somit neutral-konstruktiv beurteilt und unterstützt wird. Kein anderes Format bietet Einzelnen so viel „Egozentrik“ bei gleichzeitig hoher Sanktionsfreiheit durch das Gegenüber, was sozial und legal grenzwertige Erfahrungen und Handlungsmotive angeht.

Dabei sind es gerade die Stimuli und Nachfragen durch Forscher/innen, die Äußerungen in ihrer Deutlichkeit, Tiefe, Ausführlichkeit und ihrem potentiellen Durcheinander hervorlocken und legitimieren können.

„Das Tagebuchs Schreiben habe ich aber bald wieder aufgegeben, weil mir Briefeschreiben wichtiger war – man

¹⁴ Das gelingt qualitativen Interviewer/innen natürlich auch in mündlichen Interviews. In der schriftlichen Kommunikation muss sich der Befragte allerdings dies erst gar nicht fragen und das Risiko eingehen, durch „unbeobachtete Blicke, momentane Wechsel im Tonfall, eine Pose, eingenommen oder nicht“, irritiert zu werden (Goffman 1986: 40).

kriegt darauf was zurück.“ (Jugendwerk der Dt. Shell 1985: 162)

„Ich möchte gerne mit Euch in brieflichen Austausch treten und bin gerne bereit, Euch weitere Fragen zu beantworten.“ (Jugendwerk der Dt. Shell 1985: 119)

„So, jetzt habe ich mir den ganzen Frust von der Seele geschrieben. Echt gut, daß das bei Dir geht.“ (MzQB-Datenarchiv, Bestand AKJB, Einzelbeitrag 0045)

Was hier zum Ausdruck kommt, ist die Bedeutung Anderer im Prozess der Konstruktion neuer Bedeutungen und der Organisation des Selbst. Hiernach können Deutungen, vor allem, wenn sie neue Erfahrungen binden sollen, nicht (lange) ohne Reaktionen Anderer und das Selbstbild nicht ohne Rückgriff auf Interaktionsgeschichten konstituiert werden (Mead 1973: 187ff.). Insofern können eine stärkere Reaktivität und die Möglichkeit zum Austausch gerade, wenn es um noch unerprobte und daher heikle Deutungen und Handlungsmotive geht, beim schriftlichen Interview sinnvoll sein.¹⁵

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass kommunikative schriftliche Texte nicht angefertigt werden, um mündliche Äußerungen und Interaktionen zu ersetzen. Vielmehr erfüllt Schreiben die Funktion, Erfahrungen und Erlebnisse auf Dauer zu stellen und sie zu prüfen, wieder zu löschen, neu zu formulieren, aus ihren inneren Kontexten zu lösen, zu ordnen oder fragmenthaft zu belassen. Erfahrungen können also direkt verarbeitet werden; Sachverhalte können präziser und zugleich unsortierter sowie – zumal durch die zeitliche Verzögerung – ausführlicher und experimenteller „realisiert“ werden als in mündlichen Kommunikationen. Denn der Interaktionspartner kann nicht schon direkt registrieren und redigieren. Auch sind ihm als Leser aufwändigere Rekonstruktionsprozesse zuzumuten, als wenn er lediglich zuhörte.

Das bedeutet nicht, dass – zumal kommunikatives – Schreiben frei von Darstellungszwängen wäre. Wie schon erwähnt, folgt es den Prinzipien der Interaktion und Konversation (Wolff 2000: 507) und setzt eigene Mechanismen für Verständigung und Verständlichkeit ein (Ehlich 1994: 21ff.; Ziegler 2002: 13ff.). So können (jeweils konzeptionell) schriftliche und mündliche Kommunikationen nicht

nur aufgrund ihrer unterschiedlichen Funktionen, sondern auch deshalb nicht als sich gegenseitig ersetzende Alternativen bezeichnet werden, weil in ihnen unterschiedliche Zeichen und Hilfen zu ihrem Verstehen eingesetzt und erwartet werden (können). Beispielsweise haben Ausschweifungen und Exkurse, Fußnoten, Einfügungen und Relativierungen, aber auch Kennzeichnungen und Gliederungen wie Überschriften, Absätze oder Übersichten in der schriftlichen Kommunikation Berechtigung und Zeit. Durch die beim Schreiben (und Lesen) verwendeten Zeichen, Werkzeuge und Medien nehmen kommunikative schriftliche Texte vielfältige und andere Formen an als konzeptionell rein mündliche Kommunikationen. Doch nicht in jeder schriftlichen Kommunikation, sondern vor allem in schriftlichen qualitativen Interviews können Selbstreflexionen praktiziert werden, ohne dabei ganz auf sich gestellt zu sein. Auch braucht sich die Interviewpartnerin hier nicht selbst zurücknehmen, wie es früher oder später in der alltagsweltlichen mündlichen wie schriftlichen, synchronen wie asynchronen Interaktion (für ihr Gelingen) erforderlich ist. Und schließlich ist hier weder das „offene Visier“ noch die potentiell hemmungslose Verurteilung zu erwarten, die Äußerungen in (privaten) Face-to-Face- oder schriftlichen Nicht-Forschungs-Interaktionen hemmen können.

Vor diesem Hintergrund lässt sich schlussfolgern, dass mit dem schriftlichen qualitativen Interview Daten gewonnen werden können, zu denen mittels mündlichen Face-to-Face-Interviews kein oder nur ein sehr mühsamer Zugang besteht. Gleichzeitig ist jedoch auch davon auszugehen, dass bei dieser Interview-Variante Einschränkungen und Probleme bestehen, die derzeit noch ungeklärt sind. In den nächsten Abschnitten sollen daher zum einen die Einsatzmöglichkeiten der schriftlichen Interaktion für die qualitative Sozialforschung aufgezeigt werden und zum anderen die noch offenen Probleme diskutiert werden.

4. Geeignete Fragestellungen für das schriftliche qualitative Interview

Obwohl im Jugendaufwurf Themen und dazu sogar Stichworte vorgeschlagen wurden (Jugendwerk der dt. Shell 1985: 12 f., s. A2), haben die Teilnehmer/innen größtenteils entweder eigene andere Themen gewählt oder die vorgeschlagenen Oberkategorien offen für sich ausgelegt.

„Ich dachte mir, als ich mich entschlossen hatte, bei dem Preisausschreiben mitzumachen, daß ich Texte etc. von

¹⁵ Grundsätzlich hängt der Grad der Strukturierung oder Selbstläufigkeit während der Erhebung in der gleichen Weise von der Forschungsfragestellung ab wie auch bei mündlichen Interviews die Wahl zwischen (stärker dialogischen) Leitfaden- und (stärker selbstläufigen) narrativen Interviews und bei Letzterem wiederum die Wahl zwischen gänzlich offenen und eher eingrenzenden Stimuli (vgl. hierzu Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997).

mir bringe, über Themen wie Freundschaft, Liebe, Alleinsein und Suche. Ich wollte mich nicht hinsetzen und schreiben, wie ich zur Schule, Erwachsenen usw. stehe, das wäre nicht so einfach gegangen, da hätte ich mich lieber darüber befragen lassen wollen.“ (Jugendwerk der Dt. Shell 1985: 119)

Entsprechend der Funktion des Schreibens, „zu sich selbst zu finden“, „Gefühle in Worte zu fassen“, „persönlich“ zu werden und sich etwas „von der Seele zu schreiben“, geht es in den Einsendungen zum Jugendaufruf thematisch häufig um die eigene Person, Biografie, Familie sowie um Liebes-, Sexual- und Intimitätserfahrungen (für einen Themenüberblick vgl. Jugendwerk der Dt. Shell 1985: 86ff.).

Vor diesem Hintergrund ist zu vermuten, dass der Einsatz schriftlicher qualitativer Interviews für solche Fragestellungen interessant ist, in denen es um spontan und Face-to-Face nicht oder nur riskant zu verbalisierende Erfahrungen geht. Folgende Bereiche können hierzu genannt werden:

Grenzerfahrungen bzw. Grenzbereiche sozialer Interaktionen

Empirische Forschung, die sich auf beobachtbare und mündlich verbalisierbare Erfahrungen konzentriert, erfasst nur jene sozialen Gegenstände, die in unmittelbaren sozialen Situationen darstellbar sind, weil sie in gewisser Weise sozial ratifiziert sind. Erfahrungen, die Grenzbereiche der Sozialität betreffen, können in direkten Begegnungen und anderen nicht-neutralen Kommunikationen nicht ohne das Risiko des Gesichtsverlusts artikuliert und reflektiert werden. In der schriftlichen Forschungsinteraktion ist dagegen nicht nur die Bühne ganz diesem Thema geöffnet, womit dieses volle und quasi wissenschaftliche Legitimation erhält. Auch erlaubt das Format, dass hinreichend Zeit und eine Auswahl an Textgattungen zur Verfügung stehen, um (auf beiden Seiten) Erfahrungen zu rekonstruieren, die bislang noch kaum vergegenständlicht sind. Konkret kann dies, wie z.B. Hirschauer und Hoffman (2012) zeigen, auf Erfahrungen und Interaktionen mit Ungeborenen, Toten, Komapatient/innen oder dem eigenen Nahtod zutreffen. Wie an Einsendungen des Jugendaufrufs deutlich wird, kann diese sozial grenzwertige Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper auch Behinderungen betreffen (A4: „Erfahrungen einer spastisch Gelähmten“).¹⁶ Ebenso

erscheinen religiöse Erfahrungen (Gespräche mit „Gott“) und Erfahrungen mit oder in Maschinen (vgl. hierzu Hirschauer 1999; Knorr Cetina 2012) hier als geeignete Forschungsthemen.

Intimitäts- und persönliche Erfahrungen

Schon bei der vorangehend erwähnten Interaktion mit Ungeborenen sind Erfahrungen angesprochen, die den Intimitäts- und unmittelbarsten Privatbereich von Individuen betreffen. Zu diesem hat die empirische Sozialforschung kaum Zugang. Sie ist hier auf selbstbeobachtende und vor allem auf solche Verfahren angewiesen, die diese Bereich zwar einerseits zu vergegenständlichen und zu rekonstruieren helfen, andererseits aber dem Befragten überlassen, was auf welche Weise „erscheint“ und was direkt oder auch in einem späteren Durchlauf zensiert, relativiert oder wieder versteckt wird. Besonders intime und ganz persönliche Erfahrungen finden im schriftlichen, asynchronen und alokalen Format und im Forschungsdialog ein scheinbar konkurrenzlos geeignetes Format: Nicht nur weist bereits Simmel (1983: 287f.) auf den Reiz der Überwindung hin, den das Schriftliche durch seinen Widerspruch zwischen dauerhafter Vergegenständlichung und situativen Gefühlen ausübt. Auch konnte hier gezeigt werden, dass Studienteilnehmer/innen es aus diesem Grund „interessant“ finden, schriftlich zu kommunizieren.

Moralisch heikle Erfahrungen und Extrempositionen

Mit den gängigen, auch den bereits besonders provokanten und zu heiklen Äußerungen einladenden Fragetechniken (etwa Ullrich 1999) stößt, wie auch Hirschauer (2002: 42) deutlich macht, die qualitative Sozialforschung bei bestimmten Themen an Grenzen, die durch die oben genannten Risiken eines Image-Schadens in Face-to-Face-Situationen oder der Verurteilung in natürlichen (schriftlichen) Interaktionen mit Nicht-Neutralen gesetzt werden. So betrifft die Studie von Früh (2000) vor allem moralisch heikle private Erfahrungen: Die Artikulation von Belastungen und Problemen von Frauen, die eine Liebesbeziehung zu einem geschiedenen Mann führen, gelten als illegitim. Dies hängt mit der normativen Vorrangstellung der „Erstfrau“ zusammen, vor allem wenn Kinder mit dieser existie-

oder aus körperlichen Gründen zu diesen kaum fähig sind (Früh 2000; Bampton & Cowton 2002; McCoyd & Kerison 2006; James & Busher 2006; O'Connor et al. 2008; Ayling & Mewse 2009). Das kann vielleicht als Vorteil, aber noch nicht als am Gegenstand orientierter Grund für das Verfahren gesehen werden.

¹⁶ In Bezug auf diesen und andere Fälle wird oft argumentiert, dass mittels schriftlicher Interviews auch Gruppen für Befragungen erreicht werden können, die für mündliche Face-to-Face-Befragungen nicht zur Verfügung stehen

ren (Früh 2000: 64). Wie die Teilnehmer/innen in dieser Studie angeben, sei der E-mail- und Forums-Forschungsdialog der erste, in dem sie überhaupt darüber sprechen und sich mit den Erfahrungen und Positionen angemessen auseinandersetzen, dabei auch extreme Positionen vertreten und diskutieren konnten. In diesem Sinne wären schriftliche qualitative Interviews für Fragestellungen besonders geeignet, die noch viel radikaler Grenzbereiche des moralisch-gesellschaftlichen und auch rechtlich Legitimen betreffen.

Noch nicht sedimentierte Erfahrungen bzw. unmittelbare Erfahrungsschichtung

Quer zu den bisher genannten Bereichen liegt der Bereich noch nicht sedimentierter Erfahrungen und Prozesse der Erfahrungsschichtung. Geht man davon aus, dass Äußerungen zu den bisher genannten Bereichen deshalb im schriftlichen Forschungsdialog stimuliert werden können, weil sie (noch) ganz privat, nicht sozial ratifiziert, legitimiert oder sogar legalisiert sind, und beachtet man die Funktion des „sich Ausdrückens“ oder „zu-sich-Findens“, dann handelt es sich um Erfahrungen, die (noch) nicht geronnen und strukturiert sind. Sie können daher nicht spontan in zumal zeitlich begrenztem Rahmen und auch nicht als Teil des eigenen Relevanzsystems mitgeteilt werden. Der strukturierte monothetische Zugriff, auf den Forscher/innen in mündlichen Interviews ebenso angewiesen sind wie die Biografie-träger/innen, der aber nur für schon abgelegte Erfahrungen gilt, kann in schriftlichen Interviews erfolgen, muss es aber nicht. Durch die Multiperspektivität und Komplexität, die schriftliche qualitative Interviews zulassen, und die Möglichkeit, Erfahrungen überhaupt erst auf ihren Stellenwert hin zu überprüfen und ggf. neu zu betiteln, auszuschneiden und woanders einzufügen, unwiderruflich zu löschen oder noch sichtbar durchzustreichen, mit Fußnoten zu versehen oder erst einmal nur zu notieren, erhalten beide Seiten die Möglichkeit, Prozesse der unmittelbaren Erfahrungsschichtung sowie noch nicht abgelegte oder hinreichend sozial erprobte Erfahrungen und Handlungen zum Gegenstand zu machen. Dies betrifft die oben genannten Bereiche, aber auch Erfahrungen, die zwar erforscht werden, aber meist in ihrer bereits „fertigen“ Form, wenn es sich um spontan verbalisierbare und ratifizierte Handlungen handelt. Gleich in ihrer Entstehung oder zumindest ihrer „Präverbalität“ (Hirschauer & Hofmann 2012: 7) und Form des „everchanging present“ (Elliot 1997: 3) können wir dagegen besser mit schriftlichen asynchronen Verfahren auf sie zugreifen. Das kann Themen wie

die bereits erwähnten Erfahrungen mit Noch-nicht-Geborenen betreffen (Hirschauer & Hofmann 2012), aber auch die Entstehung kollektiver Identitäten wie etwa historische Generationen, die meist im Nachhinein, nicht aber im Prozess ihrer (möglichen) Konstituierung, d. h. ihrer unmittelbaren kollektiven Erfahrungsstrukturierung, untersucht werden (Ullrich & Schiek 2014b).

5. Grenzen des Verfahrens und offene Probleme

Bis hier wurden die Merkmale und Vorzüge des qualitativen schriftlichen Interviews vorgestellt, die die dort gewonnenen Daten zu Schlüsseln für bestimmte Fragestellungen machen. Gleichzeitig erschweren sie den Zugang zu anderen Fragestellungen – etwa solche, die auf Stegreiferzählungen angewiesen sind und Interaktionsverzögerungen sowie die damit einhergehende Gefahr ausschließen möchten, dass sich Befragte ihre Darstellung zu rechtlegen (Schütze 1976, 1984). Zudem scheint es so, dass bestimmte Themen und Fragestellungen Befragte eher zum Schreiben motivieren, während dies bei anderen Themen eher nicht der Fall ist. Mit Blick auf das hier zitierte empirische Material scheint die Schreibmotivation Themen zu betreffen, die persönlich und noch nicht sozial erprobt oder moralisch heikel sind. Auch wenn bei Face-to-Face-Interviews alles getan wird, um Heikles darstellbar zu machen, sind die dort dargestellten Erfahrungen in der Regel bereits in Interaktionsgeschichten validiert und dort entsprechend konstituiert worden (Fischer 1978; Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997). Das schriftliche Interview geht einen Schritt dahinter zurück, lässt Themen und Erfahrungen zum ersten Mal thematisieren und sortieren. Daher setzt problemlösendes Schreiben persönliche Handlungsprobleme an der Schwelle zur Sozialität voraus.

Damit ist das schriftliche Befragungsverfahren innerhalb der qualitativen Sozialforschung kein Verfahren, das als universell einsetzbar erscheint. Sein Einsatz wird von der Art der Daten abhängen, in die sich die Forschungsfragestellung am ehesten in die Alltagswirklichkeit der Befragten übersetzen lässt. Das spricht aber genau genommen keinen Makel, sondern ein Merkmal qualitativer Sozialforschung an: dass sich die Erhebungsinstrumente am jeweiligen Gegenstand orientieren (z. B. Blumer 2004). Wenn also die Konstruktion und Wahl des schriftlichen Interviews den Verfahren folgt, die auch die Gesellschaftsmitglieder zur Problemauslegung

und -lösung verwenden, bewegt sich dieses Instrument im Rahmen des interpretativen Paradigmas.

Abgesehen von dieser grundsätzlichen „Einschränkung“ des Verfahrens sind bei der Anwendung schriftlicher Befragungen allerdings auch weitere Grenzen oder, um es optimistischer zu formulieren, Herausforderungen für die qualitative Sozialforschung festzuhalten. Dies betrifft zum einen die *Kontextualisierung der Datengewinnung*. Bei der schriftlichen Erhebungsform fehlt vieles von dem, was als Kontextwissen und Prozessdaten der Datengewinnung gilt. Obwohl solcher Kontext hinterfragt und neu definiert wird (etwa Bergmann 2000; Knorr Cetina 2012), gilt ein qualitatives Datum ohne Kontext als schlichtweg nicht denk- bzw. interpretierbar (z. B. Cicourel 1974: 202; Kohli 1978: 2; Wilson 1982: 492 ff.; Witzel 1989: 237 f.; Helfferich 2010: 156) – wenn auch schon bei den herkömmlichen Verfahren stark variiert, wie weitreichend der Kontext jeweils im Forschungs- und Auswertungsprozess Berücksichtigung findet.

Beim schriftlichen Interview entscheidet der Befragte dagegen selbst, was er von sich preisgibt oder wieder zurücknimmt. Bis zu einem gewissen Grad kann und sollte er um die Mitsendung entsprechender Informationen von vornherein gebeten werden. Das betrifft beispielsweise Unterbrechungen. Denn ein Stück weit gehört die Rechtfertigung von Verzögerungen ohnehin bereits zum schriftlichen Austausch dazu.

„Es tut mir leid, daß ich Dir erst jetzt schreibe, aber ich hatte die ganze Zeit soviel um die Ohren, auch jetzt in den Ferien noch.“ (Jugendwerk der Dt. Shell 1985: 121)

„Endlich schaffe ich es mal, mich hinzusetzen und Dir zu schreiben!“ (Jugendwerk der Dt. Shell 1985: 123)

„Puh!!! Jetzt habe ich das Abtippen der Texte hinter mich gebracht. (...) Gut, jetzt ab mit dem Zeug zur Post!“ (Jugendwerk der Dt. Shell 1985: 125)

Die Befragten können also problemlos bspw. Begründungen zu auffälligen zeitlichen Verzögerungen mitteilen, wenn ihnen diese bewusst sind. Auch andere Informationen zum Entstehungskontext, etwa Ort, Auslöser oder beteiligte Personen des Schreibvorgangs lassen sich einfordern, ohne die Vorzüge des Verfahrens grundsätzlich zu riskieren. Die Begleitschreiben der Einsendungen beim Jugendaufruf etwa zeigen, dass auch diese Informationen zwar oft von selbst, aber nur teilweise geliefert werden (A7).

Weitere Prozessdaten wie etwa Lösch-, Substitutions- und andere Revisions- und Überarbeitungsvorgänge können vom Befragten – etwa über Selbstreporte und entsprechende Software – nicht

gefordert werden, wenn die Funktionen des Verfahrens genutzt werden wollen: Dass Geschriebenes wieder gelöscht werden kann, während Gesprochenes im Raum bleibt und unmittelbar der Interpretation des Gegenübers ausgesetzt ist, wurde hier als zentrales Merkmal und wesentliche Funktion schriftlicher Kommunikation herausgestellt. Wenn Befragte stimuliert werden, ihre Erfahrungen aus dem unmittelbaren Kontext zu abstrahieren und mit viel Mühe von der Entstehungssituation zu lösen, um sie zu typisieren und hernach zu sedimentieren, würde diese Aufgabe nicht gelöst werden können, wenn gleichzeitig gefordert würde, die Situativität und den Kontext nicht aufzugeben. Das ist kognitiv kaum zu leisten. Vor diesem Hintergrund ist nicht überraschend, dass sich in lesernahen Texten, die in Befragungen eingereicht werden, kaum Hinweise auf eine inhaltliche Überarbeitung und Revision finden lassen, wie sich auch bei der Sichtung der Original-Einsendungen zum Jugendaufruf gezeigt hat.¹⁷

Damit ist allerdings noch nicht gesagt, dass diese Daten nicht *mehr* nachgewiesen werden können und in den Dokumenten tatsächlich *fehlen*. Denn es ist erst noch zu ergründen, ob es die Erfahrungen, die es nicht bis zur „endgültigen“ schriftlichen Objektivierung geschafft haben, tatsächlich gibt. Stattdessen könnte es sein, dass sie sich gar nicht erst – an dieser Stelle, in diesem Text – konstituiert haben: Gerade im Schriftlichen und gerade, wenn Persönliches zum ersten Mal zu fassen versucht wird, wird eine hohe Anstrengung darauf verwendet, sich präzise, differenziert und kontrolliert zu vergegenständlichen, wie Simmel (1985: 287) betont hat. Genau zu überlegen, was wie niedergeschrieben wird, gehört also elementar zum schriftlichen Austausch und verweist noch nicht zwangsläufig auf ein, wenn auch unbewusstes Verstecken oder Weglassen. Dementsprechend weist Beißwenger (2007: 368ff.) in seiner Untersuchung von Löschvorgängen darauf hin, dass sich in asynchronen Formaten aufgrund der möglichen sorgfältigen Planung sowie des Umstands, dass dieser Plan nicht durch ein Gegenüber unmittelbar unterbrochen bzw. beeinflusst

¹⁷ Auch an prominenten Beispielen lässt sich dies zeigen. Wie beispielsweise am Herausgeberbericht zu den bisher unveröffentlichten, persönlichen Tagebuchnotizen von Max Frisch zu sehen ist, enthalten die zur Veröffentlichung vom Autor testamentarisch freigegebenen Dokumente sehr wohl, dabei aber auffällig wenige inhaltliche Überarbeitungsspuren im Original. „Wir haben angefangen, zu wohnen, so oder so, wir sind schon gewohnt. (...) ~~Grau, grau~~. Es fängt ~~damit~~ an, dass ich einen Kinderbesuch schwer ertrage.“ (Frisch 2014: 203)

werden kann – die Sprechhandlungen werden eben nicht „synchronisiert“ – ohnehin kaum Anlässe zur Revision ergeben. Aber auch unabhängig davon muss sich die qualitative Sozialforschung bei schriftlich und damit, wie gezeigt, oft zum ersten Mal erprobten Handlungen, damit auseinandersetzen, dass Erfahrungen und das Erleben von Gefühlen, die interaktiv (noch) nicht darstellbar sind und von Anderen nicht mit Bedeutung versehen wurden, auch nicht kommunikativ erschlossen werden können oder, wie Luhmann (1987: 98) sie nennt, „momenthafter Impuls, dunkle Stimmung oder greller Schreck ohne Effekt im System“ sind, was zumindest ihre empirische Zugänglichkeit angeht. Es dürfte aber deutlich geworden sein, dass wir mit dem schriftlichen qualitativen Interview so nah wie möglich an „dunkle Stimmungen“ und unmittelbare Erfahrungskonstitutionen herankommen. Die zum Jugendaufruf eingesendeten Beiträge sind ebenso wie Foreneinträge (nicht nur) in der Studie von Früh in dieser Hinsicht oft äußerst eindrucksvoll.

Zum anderen stellt auch die *Geübtheit der Befragten mit (problemlösendem) Schreiben* eine Herausforderung bei der Anwendung schriftlicher Befragungen dar. Schreibhandlungen werden häufig mit Bildungs- und Milieuunterschieden assoziiert; Unterschiedliches Sprach- und Schreibvermögen könnte auf die Motivation zur Teilnahme und auf den Schreibvorgang einen hemmenden oder fördernden Einfluss ausüben. Die Anwendungsbreite schriftlicher Erhebungen sei daher beschränkter. So geht Scheuch (1973: 126f.) davon aus, dass die Schriftform mit absteigender Schichtzugehörigkeit ungewohnter für den Ausdruck des Innenlebens und stattdessen üblicher für „objektive Angaben unproblematischer Art“ sei. Allerdings wurden hierzu in den zitierten klassischen Studien auch gegenteilige Erfahrungen gemacht; sie können zeigen, dass der Umstand, nicht „gut“ schreiben zu können, nicht dazu führt, dass nicht geschrieben würde. „The contrast is striking between the poor external form of the original – little punctuation, very bad spelling, numerous faults of Polish style – and the vivid, well composed, picturesque content“ (Thomas & Znaniecki 1958: 1912; vgl. auch Szcepanski 1962: 558). Da heute zudem im Internet und in E-mails mehr stilistische, grammatikalische und orthografische Fehler üblich seien als in konventionellen Briefen (vgl. hierzu Crystal 2001), gehen auch Bampton & Cowton (2002: 17) nicht davon aus, dass schriftliche Interviews bestimmte Gruppen benachteiligen oder deren Teilnahme begrenzen würden. Allerdings weisen auch schon die Original-Einsendungen

des Jugendaufrufs eine gewisse Toleranz gegenüber Rechtschreibfehlern und der Sichtbarkeit von Rechtschreibkorrekturen auf. Doch auch wenn hier die Einsendungen von Personen ohne Schulabschluss, ähnlich wie Thomas & Znaniecki konstatieren, eloquent sein und „dichte“ Daten liefern können (A8), scheint die Beteiligung hier sehr viel stärker dem gymnasialen und Realschul-Milieu zuzurechnen zu sein. Zudem nahm die deutlich geringere Anzahl an Einsender/innen von Haupt- und Förderschulen oft erst auf Initiative und Anleitung der Lehrer/innen über Gruppenbeiträge teil (Jugendwerk der dt. Shell 1985: 72ff.). Zwar besteht aufgrund der Möglichkeiten zur Multimodalität, Textpluralität und fragmenthaften Darstellung kein Zwang, „gut“ zu schreiben. Hier fehlt es aber – vor allem in Zeiten der weiten Verbreitung alltäglichen schriftlichen Austausches über Handy und Internet – *erstens* noch an methodologischen Grundlagen, in diesem Fall: an Kenntnissen zur Schrift- und Schreibkultur und der, wenn man so will, Homologie von Erlebnis- und Text- bzw. modaler bzw. codaler Struktur. Denn empirisch belegt ist die Behauptung einer milieuspezifischen Enthaltung problemlösenden Schreibens nicht. Die grundsätzliche Schwierigkeit, mit bestimmten Methoden auch spezifische Kompetenzen vorauszusetzen, wird beispielsweise auch beim mündlichen narrativen Interview virulent. Der Umstand, dass bestimmte Sachverhalte oder ganze Lebensgeschichten nicht erzählt werden (können), wird hier aber als ein zu interpretierendes Datum gewertet (Rosenthal 1996; Riemann 1986; Schiek 2010: 85ff.). Ähnliches dürfte auch für die schriftliche Erhebung gelten, denn es ist *zweitens* Sache des Feldzugangs und der Interviewführung wie beim mündlichen Interview Kommuniziertes auch dann zuzulassen, wenn es nicht den – im Schriftlichen stärker als im Mündlichen geltenden (Klein 1985: 15) – Normen entspricht und dementsprechend zur Beteiligung einzuladen.¹⁸

¹⁸ In Bezug auf die heute sicher für schriftliche Befragungen am ehesten in Frage kommenden Kommunikationsformen im Web 2.0 könnte zudem eine Selektivität des Verfahrens zugunsten webaffiner Gruppen überlegt werden. Wir kommen an anderer Stelle, ebenso wie Früh (2000: 60), allerdings zu gegenteiligem Ergebnis: Gerade wenn die Forschungskommunikation als solche erkennbar und stark reaktiv ist, scheinen sich auch Personen angesprochen zu fühlen, die sich als im Netzverhalten unerfahrene Personen erweisen und/oder sich ganz offensichtlich durch sachliche Interviewer/innen (statt der häufig anzutreffenden schnellen und rigorosen Regulierungen der Internet Community) eingeladen fühlen (Ullrich & Schiek 2014b).

Auch andere Schwierigkeiten bestehen fort. So ist etwa durch die Alokaltät und Asynchronität für die Interviewführung nicht sofort wahrnehmbar, ob ein Thema oder ein Stimulus für den Befragten so heikel ist, dass die Fortführung der Kommunikation dadurch gefährdet ist. „It is easier to rescue an interview that has unexpectedly started to go wrong when face-to-face“, so Bampton & Cowton (2002: 16). In schriftlichen qualitativen Interviews sind wir darauf angewiesen, dass der Befragte selbst – wie auch immer – schriftlich mitteilt, dass das Interview unangenehm wird, was eine entsprechende Mündigkeit ebenso voraussetzt wie eine gewisse Souveränität. Gleiches gilt für eine weitere Schwierigkeit schriftlicher qualitativer Interviews, zumal im Internet: den Daten- und Persönlichkeitsschutz, der in Face-to-Face-Interviews von den Interviewer/innen und dem Forschungsteam übernommen wird, auch wenn Befragte (und das kommt häufig vor) dies als nicht notwendig erachten. Im schriftlichen qualitativen Interview können hierzu nur Apelle formuliert werden (vgl. z. B. Association of Internet Researchers 2002). Für deren Umsetzung ist aber die Befragte zu einem größeren Anteil selbst zuständig als dies im mündlichen Verfahren der Fall ist: Während synchron von der Forscherin aufgezeichnete Mitteilungen ab dem Zeitpunkt ihrer Äußerung in der Verantwortung der Forscherin sind, liegt das sichere Aufzeichnen, Abspeichern, Abschieken und Veröffentlichern der Daten über elektronische wie postalische Medien im schriftlichen Verfahren bei der Befragten. Dies ist vor allem auch deshalb unbefriedigend, weil die Daten und die Persönlichkeit im Internet noch ungeschützt sind als „offline“. Für das Forschungsteam ist umgekehrt die Persönlichkeit des Befragten so verborgen, dass – ein weiteres Problem des Verfahrens – nicht kontrollierbar ist, wer die Dokumente wirklich verfasst hat bzw. ob die Textproduzent/innen immer die gleichen bleiben.

Schließlich ist in Face-to-Face-Situationen nicht nur leichter zu erschließen, wann das Interview unangenehm und abgebrochen zu werden droht. Auch ist hier für die Interviewerin ebenso wie für den Befragten am Gesprächsverlauf deutlich erkennbar, ob noch weitere Reaktionen bzw. Stimuli erfolgen bzw. wann sich ein Gespräch dem Ende zuneigt und „alles“ gesagt ist. Zwar werden Befragte auch im schriftlichen Interview eine Art Coda gestalten. Der Interviewer wird also auch hier Ausklänge und Sättigungen erkennen können. Wenn aber einfache Reaktionen sukzessive abnehmen oder plötzlich ausbleiben, ist im schriftlichen Interview nicht endgültig auszumachen, ob eine Sättigung oder ein ex-

tern erzwungener Abbruch stattgefunden hat: Der Vorzug, dass schriftliche Forschungskommunikationen persönlich weniger direkt binden und zeitliche Verzögerungen vorsehen, kann hier zum Nachteil werden und muss durch mehr Rahmenverpflichtungen zwischen den Beteiligten kompensiert werden. Interviewpartner müssen also in schriftlichen Interviews z. B. gebeten werden, das Ende ihrer Teilnahme oder ihrer Darstellung mitzuteilen (und nicht den Kontakt unkommentiert „einschlafen“ zu lassen), während qualitative Interviewerinnen lernen müssen, unaufdringlich nachzufassen bzw. die noch vorhandene Motivation, etwa am „Schriftbild“ und der Kontaktfrequenz von Fall zu Fall auszumachen.

Völlig offen ist zudem noch, wie viele Korrespondenzen in schriftlichen qualitativen Interviews erfahrungsgemäß sinnvoll zustande kommen und wie lange eine schriftliche Forschungsinteraktion dauert. Quantitativ ist diese Frage nicht zu beantworten. Im schriftlichen qualitativen Interview gilt ebenso wie im mündlichen Face-to-Face-Interview, dass es um qualitative Auskünfte geht und nicht um Datenmasse oder bestimmte, schon gar nicht vorher festlegbare Anzahlen an „Fällen“. Wenn eine Lebensgeschichte oder die Erfahrungsverarbeitung in einen Absatz oder Satz passt, ist genau dies auch ein zu interpretierendes Datum und sagt nicht (zwingend) etwas über eine gelungene Interviewführung aus. Und wenn ein Forschungsdialog schon nach drei Wochen zu Ende geht, kann dies entweder die Relevanz des Themas widerspiegeln oder aber trotzdem „viele“ im Sinne von aussagekräftigen Daten beinhalten. Für forschungsplanerische Zwecke wäre allerdings hilfreich, Erfahrungswerte angeben zu können, um Dauer und Arbeitsintensität des Verfahrens einschätzen zu können. Dies ist beim derzeitigen Stand der Dinge jedoch kaum möglich. Festgehalten werden kann aber vor dem Hintergrund des bisher Dargelegten, dass Daten gewonnen und diese zu qualitativen Zwecken ausgewertet werden können (vgl. hierzu auch Ullrich & Schiek 2014b). Ganz im Gegenteil wird hier vermutlich eher mehr Datenmaterial produziert als in mündlichen Face-to-Face-Interviews. Die Auswertungsarbeiten werden dementsprechend zu intensivieren oder zu strukturieren sein.

Es bleiben also noch einige Fragen bei diesem Instrument der Forschung offen. Gleichwohl konnte gezeigt werden, dass der Einsatz und vor allem die weitere methodologische Auseinandersetzung mit schriftlichen Interviews in der qualitativen Sozialforschung wünschenswert und hinsichtlich weiterer Erkenntnisse vielversprechend sind.

Literatur

- Association of Internet Researchers, 2002: Ethical Decision Making and Internet Research: Recommendations from the AoIR Ethics Working Committee. Internet: <http://www.aoir.org/reports/ethics.pdf> [03.01.2014].
- Alvarez-Caccamo C. & H. Knoblauch, 1992: „I was calling you“: Communicative Patterns in Leaving a Message on an Answering Machine. *Interdisciplinary Journal for the Study of Discourse* 12: 473–505.
- Ayaß, R., 2001: Inszeniertheit von Spontaneität im Fernsehen. Zum Verhältnis zwischen Entwurf, Handlung und Vollzug. S. 234–257 in: T. Sutter & M. Charlton (Hrsg.), *Massenkommunikation, Interaktion und soziales Handeln*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Ayling, R. & A.J. Mewse, 2009: Evaluating Internet Interviews with Gay Men. *Qualitative Health Research* 19: 566–576.
- Bampton, R. & C.J. Cowton, 2002: The E-Interview. *Forum Qualitative Social Research* 3. Internet: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/848/1843> [22.11.2012].
- Beißwenger, M., 2007: Sprachhandlungskoordination in der Chat-Kommunikation. Berlin: de Gruyter.
- Bergmann, J. R., 1985: Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit. S. 299–320 in: W. Bonß & H. Hartmann (Hrsg.), *Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung*. Göttingen: Schwartz.
- Bergmann, J. R., 2000: Elektronische Prozessdaten und ihre Analyse. S. 429–437 in: U. Flick, E. von Kardorff & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung*. Ein Handbuch. Hamburg: Rowohlt.
- Blumer, H., 2004: Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus. S. 319–385 in: J. Strübing & Bernt Schnettler (Hrsg.), *Methodologie interpretativer Sozialforschung*. Klassische Grundlagentexte. Konstanz: UVK.
- Bühler, K., 1999 (1934): *Sprachtheorie*. Die Darstellungsfunktion der Sprache. 3. Aufl. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Bohnsack, R., W. Marotzki & M. Meuser (Hrsg.), 2003: *Hauptbegriffe qualitative Sozialforschung*. Ein Wörterbuch. Opladen: Leske + Budrich.
- Cicourel, A.V., 1974: *Theory and Method in a Study of Argentine Fertility*. Chichester: Wiley.
- Correll, S., 1995: Ethnography of an Electronic Bar: The Lesbian Café. *Journal of Contemporary Ethnography* 24: 270–298.
- Crystal, D., 2001: *Language and the Internet*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Denzin, N. K. & Y. Lincoln (Hrsg.), 2011: *The Sage Handbook of Qualitative Research*. 4. Aufl. Thousand Oaks: Sage.
- Ehlich, K., 1980: Schriftentwicklung als gesellschaftliches Problemlösen. *Zeitschrift für Semiotik* 2: 335–359.
- Ehlich, K., 1981: Text, Mündlichkeit, Schriftlichkeit. S. 23–51 in: H. Günther (Hrsg.), *Geschriebene Sprache – Funktion und Gebrauch, Struktur und Geschichte*. Forschungsberichte des Instituts für Phonetik und Sprachliche Kommunikation der Universität München 14.
- Ehlich, K., 1994: Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation. S. 18–21 in: J. Baurmann, H. Günther & O. Ludwig (Hrsg.), *Schrift und Schriftlichkeit*. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. Berlin: de Gruyter.
- Ermert, K., 1979: *Briefsorten*. Berlin: de Gruyter.
- Elliott, H., 1997: The Use of Diaries in Sociological Research on Health Experience. *Sociological Research Online* 2 (2). Internet: www.socresonline.org.uk/socresonline/2/2/7.html [02.04.2013].
- Flick, U., 2010: *Qualitative Sozialforschung*. Eine Einführung. Hamburg: Rowohlt.
- Flick, U., E. von Kardorff & I. Steinke (Hrsg.), 2000: *Qualitative Forschung*. Ein Handbuch. Hamburg: Rowohlt.
- Fischer, W., 1978: Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten. S. 311–335 in: M. Kohli (Hrsg.), *Soziologie des Lebenslaufs*. Darmstadt: Luchterhand.
- Fischer-Rosenthal, W. & G. Rosenthal, 1997: Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation. S. 133–164 in: R. Hitzler & A. Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Eine Einführung. Opladen: Leske + Budrich.
- Frisch, M., 2014: Herausgeberbericht. S. 199–205 in: Ders., *Aus dem Berliner Journal*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Früh, D., 2000: Online-Forschung im Zeichen des Qualitativen Paradigmas. *Methodologische Reflexion und empirische Erfahrungen*. *Forum Qualitative Social Research* 1 (3). Internet: www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/download/1052/2280 [25.11.2012].
- Goody, J. & I. Watt, 1986: Konsequenzen der Literalität. S. 63–122 in: J. Goody, I. Watt & K. Gough: *Entstehung und Folgen der Schriftkultur*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goffman, E., 1971: *Interaktionsrituale*. Über Verhalten in direkter Kommunikation. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goffmann, E., 2001: Die Interaktionsordnung. S. 55–104 in: Ders., *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Günther, H., 1984: Charakteristika von schriftlicher Sprache und Kommunikation. S. 17–39 in: K. B. Günther & H. Günther (Hrsg.), *Schrift, Schreiben, Schriftlichkeit*. Arbeiten zur Struktur, Funktion und Entwicklung schriftlicher Sprache. Tübingen: Niemeyer.
- Günthner, S. & H. Knoblauch, 1994: Gattungen als Muster kommunikativen Handelns. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 46: 693–723.
- Günthner, S., 2012: „Lupf meinen Slumpf“: Die interaktive Organisation von SMS-Dialogen. S. 353–372 in: R. Ayaß & C. Meyer (Hrsg.), *Sozialität in Slow Motion*. Theoretische und empirische Perspektiven. *Festschrift für Jörg Bergmann*. Wiesbaden: VS.
- Greschke, H.M., 2007: Bin ich drin? – Methodologische Reflektionen zur ethnografischen Forschung in einem plurilokalen, computervermittelten Feld. *Forum Qualitative Sozialforschung* 8 (3). Internet: www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/279/614 [02.01.2013].

- Hausendorf, H., 2001: Warum wir beim Fernsehen so häufig begrüßt und angeredet werden. S. 185–213 in: T. Sutter & M. Charlton (Hrsg.), *Massenkommunikation, Interaktion und soziales Handeln*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Helfferrich, C., 2010: *Die Qualität qualitativer Daten*. Wiesbaden: VS.
- Hermanns, H., 2008: Interviewen als Tätigkeit. S. 360–368 in: Flick, U., E. v. Kardorff & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 6. Aufl., Reinbeck: Rowohlt.
- Hine, C., 2011: Towards Ethnography of Television on the Internet: A Mobile Strategy for Exploring Mundane Interpretive Activities. *Media, Culture & Society* 33: 567–582.
- Hirschauer, S., 1999: Die Praxis der Fremdheit und die Minimierung von Anwesenheit. Eine Fahrstuhlfahrt. *Soziale Welt* 50: 221–246.
- Hirschauer, S., 2002: Grundzüge der Ethnographie und die Grenzen verbaler Daten. S. 35–46 in: D. Schaeffer & G. Müller-Mundt (Hrsg.), *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung*. Bern: Huber.
- Hirschauer, S. & P. Hoffmann, 2012: Schwangerschaftstagebücher. Produktionsbedingungen und Nutzungschancen eines Datentyps. In: H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Transnationale Vergesellschaftung, Verhandlungen des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (CD-ROM)*. Wiesbaden: VS.
- Hollstein, B. & C.G. Ullrich, 2003: Einheit trotz Vielfalt? Zum konstitutiven Kern qualitativer Sozialforschung. *Soziologie*: 29–43.
- Jahoda, M., P. Lazarsfeld & H. Zeisel, 1975: *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit, mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Januschek, F., 1978: Anmerkungen zum Wesen der Schriftsprache – im Hinblick auf den Schriftspracherwerb. *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 6: 60–87.
- James, N. & H. Busher, 2006: Credibility, Authenticity and Voice: Dilemmas in Online Interviewing. *Qualitative Research* 6: 403–420.
- Jechle, T., 1992: *Kommunikatives Schreiben. Prozeß und Entwicklung aus der Sicht kognitiver Schreibforschung*. Tübingen: Narr.
- Jugendwerk der Dt. Shell (Hrsg.), 1984: *Jugend vom Umtausch ausgeschlossen. Eine Generation stellt sich vor*. Hamburg: Rowohlt.
- Jugendwerk der Dt. Shell (Hrsg.), 1985: *Generationen im Vergleich. Band 4: Jugend in Selbstbildern*. Opladen: Leske + Budrich.
- Koch, P. & W. Oesterreicher, 1994: *Schriftlichkeit und Sprache*. S. 587–603 in: J. Baurmann, H. Günther & O. Ludwig (Hrsg.), *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*. Berlin: de Gruyter.
- Kallmeyer, W. & F. Schütze, 1976: *Konversationsanalyse. Studium Linguistik*: 1–28.
- Kallmeyer W. & F. Schütze, 1977: *Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung*. S. 159–274 in: D. Wegner (Hrsg.), *Gesprächsanalysen*. Hamburg: Buske.
- Klein, W., 1985: *Gesprochene Sprache – geschriebene Sprache*. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 59: 9–35.
- Kleining, G., 1995: *Lehrbuch entdeckende Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Knorr Cetina, K., 2012: Die synthetische Situation. S. 81–109 in: R. Ayaß & C. Meyer (Hrsg.), *Sozialität in Slow Motion. Theoretische und empirische Perspektiven*. Festschrift für Jörg Bergmann. Wiesbaden: VS.
- Kohli, M., 1978: „Offenes“ und „geschlossenes“ Interview: Neue Argumente zu einer alten Kontroverse. *Soziale Welt* 29: 1–25.
- Kromrey, H., 1998: *Empirische Sozialforschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Lakoff, G. & M. Johnson, 1980: *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. Heidelberg: Auer.
- Lamnek, S., 2005: *Qualitative Sozialforschung*. 4. vollst. überarbeitete Auflage. Weinheim: Beltz.
- Luckmann, T., 1988: *Grundlagen der Soziologie. Kurseinheit 3. Studienbrief der Fernuniversität Hagen*.
- Luhmann, N., 1987: *Soziale Systeme*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Marshall, J. P., 2010: Ambiguity, Oscillation and Disorder: Online Ethnography and the Making of Culture. *Cosmopolitan Civil Societies Journal* 2 (3). Internet: www.epress.lib.uts.edu.au/journals/index.php/mcs/article/view/1598/1859 [02.01.2013]
- McCoyd, J. & T. Schwaber Kerson, 2006: *Conducting Intensive Interviews Using Email: A Serendipitous Comparative Opportunity*. *Qualitative Social Work* 5: 389–406.
- Mead, G.H., 1973: *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Meise-Kuhn, K., 1998: *Zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Sprachliche und konversationelle Verfahren in der Computerkommunikation*. S. 213–236 in: A. Brock & M. Hartung (Hrsg.), *Neuere Entwicklungen in der Gesprächsforschung*. Tübingen: Narr.
- Merton, R.K., M. Fiske & P.L. Kendall, 1990: *The Focused Interview. A Manual of Problems and Procedures*. 2. Aufl. New York, London: Free Press.
- O'Connor, H., C. Madge, R. Shaw & J. Wellens, 2008: *Internet-based Interviewing*. S. 271–289 in: N. Fielding, R.M. Lee & Raymond Blank (Hrsg.), *The Sage Handbook of Online Research Methods*. London: Sage.
- Plummer, K., 1983: *Documents of Life. An Introduction to the Problems and Literature of a Humanistic Method*. London: Allen & Unwin.
- Plummer, K., 2001: *Documents of Life 2. An Invitation to a Critical Humanism*. Thousand Oaks: Sage.
- Riemann, G., 1986: *Einige Anmerkungen dazu, wie und unter welchen Bedingungen das Argumentationschema in biographisch-narrativen Interviews dominant werden kann*. S. 112–157 in: H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Sozialstruktur und soziale Typik*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Rosenthal, G., 1996: *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte*.

- te. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a.M.: Campus.
- Scheuch, E., 1973: Das Interview in der Sozialforschung. S. 66–131 in: R. König (Hrsg.), *Grundlegende Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung*. Erster Teil. 3. überarb. Auflage. Stuttgart: Enke.
- Schiek, D., 2010: *Aktivistinnen der Normalbiographie. Zur biographischen Dimension prekärer Arbeit*. Wiesbaden: VS.
- Schultz, T., 2001: Mediatisierte Verständigung. *Zeitschrift für Soziologie* 30: 85–102.
- Schütze, F., 1976: Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen. S. 7–41 in: G. Dux & T. Luckmann (Hrsg.), *Internationales Jahrbuch zur Wissens- und Religionssoziologie*. Köln: Westdeutscher Verlag.
- Schütze, F., 1984: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. S. 78–117 in: M. Kohli & G. Robert (Hrsg.), *Biographie und soziale Wirklichkeit*. Stuttgart: Metzler.
- Simmel, G., 1983: *Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. 6. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Spöhring, W., 1989: *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart: Teubner.
- Starr, L.M., 1980: Oral History in den USA. Probleme und Perspektiven. S. 27–54 in: L. Niethammer (Hrsg.), *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der Oral History*. Frankfurt a.M.: Syndikat.
- Storrer, A., 2001: Getippte Gespräche oder dialogische Texte? S. 439–465 in: A. Lehr & H.E. Wiegand (Hrsg.), *Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik: Herbert Ernst Wiegand zum 65. Geburtstag gewidmet*. Berlin: de Gruyter.
- Strübing, J., 2006: Webnografie? Zu den methodischen Voraussetzungen einer ethnografischen Erforschung des Internets. S. 249–274 in: W. Rammert & C. Schubert (Hrsg.), *Technografie. Zur Mikrosoziologie der Technik*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Szczepanski, J., 1962: Die biographische Methode. S. 551–569 in: R. König (Hrsg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung I*. Stuttgart: Enke.
- Thomas, W.I. & F. Znaniecki, 1958: *The Polish Peasant in Europe and America*. 2 Bände (II). Internet: <http://solomon.soth.alexanderstreet.com/cgi-bin/asp/philosoth/getdoc.pl?S10023927-D000024#TON15> [12.12.13].
- Thomas, W.I. & F. Znaniecki, 2007: *The Polish Peasant in Europe and America. Organization and Disorganization in America*. Whitefish: Kessinger.
- Ullrich, C.G., 1999: Deutungsmusteranalyse und diskursive Interview. *Zeitschrift für Soziologie* 28: 429–447.
- Ullrich, C.G. & D. Schiek, 2014a: Gruppendiskussionen in Internetforen. Zur Methodologie eines neuen qualitativen Erhebungsinstruments. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 66 (im Erscheinen).
- Ullrich, C.G. & D. Schiek, 2014b: Forumdiskussionen im Internet als reaktives Instrument der Datenerhebung. Ein Werkstattbericht. In: M. Corsten, N. Sander & Dominique Schirmer (Hrsg.), *Die qualitative Analyse internetbasierter Daten*. Wiesbaden: Springer (im Erscheinen).
- Wilson, T.P., 1982: Qualitative „oder“ quantitative Methoden in der Sozialforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 34: 487–508.
- Witzel, A., 1982: *Verfahren der qualitativen Sozialforschung*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Witzel, A., 1989: Das problemzentrierte Interview. S. 227–255 in: G. Jüttemann (Hrsg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*. 2. Aufl. Heidelberg: Asanger.
- Wolff, S., 2000: Dokumenten- und Aktenanalyse. S. 502–513 in: U. Flick; E. von Kardorff & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Hamburg: Rowohlt.
- Ziegler, A., 2002: E-Mail – Textsorte oder Kommunikationsform? S. 9–32 in: A. Ziegler & C. Dürscheid (Hrsg.), *Kommunikationsform e-mail*. Tübingen: Stauffenburg.

Autorenvorstellung

Daniela Schiek, geb. 1979 in Einbeck. Studium der Soziologie an der FU Berlin. Promotion 2010 in Essen. Seit 2006 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Duisburg-Essen. Forschungsschwerpunkte: Arbeits- und Lebenslaufsoziologie, Armut, Soziale Ungleichheit und Qualitative Forschungsmethoden.

Wichtigste Publikationen: *Generation 9/11? Zur Frage der gesellschaftlichen Verarbeitung der Terroranschläge vom 11. September 2001* (mit C. Ullrich), in: *Die Friedens-Warte. Journal of International Peace and Organization* 2011; *Über das gute Leben. Zur Erosion der Normalbiografie am Beispiel von Prekarität*, in: *BIOS – Zeitschrift für Biografieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* 2012; *Doing Work. Atypische Arbeit in der Film- und Automobilbranche im Vergleich* (mit B. Apitzsch), in: *Berliner Journal für Soziologie* 2013.